

(Nachdruck verboten.)

## Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Harry.

1) Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Alfred Peuter

### Erster Teil.

#### 1.

Fast ohnmächtig trat Elias Zamain aus der Vater Kloster-Kirche auf dem Delberge, wo man den Palmsonntag feierte.

Vor Aufregung, Hitze und Hunger war ihm schwindlig geworden.

Er lehnte sich nach frischer Luft und Einsamkeit. Aber draußen, auf dem Klostervorhof drängte sich eine ebenso fromme wie gemischte Menge um die tragbaren Altäre und kniete betend vor den aus Palmzweigen errichteten Tabernakeln. Die Priester mühten bei den gottesdienstlichen Verrichtungen ihre Gesticulationen einschränken und des Platzmangels wegen bewegten die Ministranten ihre Rauchfässer von oben nach unten, während Hunderte verzückter Augen den bläulichen Wölfchen folgten, welche senkrecht zum blauen Morgenhimmel emporstiegen.

An der anderen Seite der Umwallung knieten christliche Araberinnen, von denen man nur die kleinen, mit Henna rot gefärbten Händchen sah, mit welchen sie sich über ihren Burnussen bekruschten; und hinter den eigenartig gemusterten Gazeschleiern lispelten unbeholfene Lippen: „Laßt uns beten.“

Nur mühsam vermochte Elias Zamain sich einen Weg zwischen den Zelten der Händler mit geweihten Artikeln, zwischen den Kakaouette\*)-Verkäufern und Wasserträgern hindurch zu bahnen, die mit elastischen Schritten hin und her gingen, während das leise Klingen ihrer Kupferfüßel sich diskret in das Geläut der Kapellen und den Psalmengesang mischte. Und trotz der frühen Stunde tauchten neue Pilger, andere Touristen aus unsichtbaren Tiefen am Rande der Terrasse auf. Immer mehr Menschen strömten herzu und sanken hin, um auf diesem geweihten Boden zu beten, oder sie zerstreuten sich hinten über die ganze lateinische Konzeption.

Bei der aller Versammlungen im heiligen Lande eigentümlichen Ausdünstung, einem Gemisch aus Rosenessenz, Mandelöl und Myrrhen, wurde dem jungen Manne übel.

Endlich kam er glücklich aus dem Gedränge und gelangte auf einem wenig betretenen, von Kaktussen eingefassten Fußpfade zum anderen Rande des Hochplateaus des Delberges, wo eine kleine weißkuppelige Ansiedelung noch in des Islam Frieden schlummerte.

Ein Minarett, das sich wie eine Schildwache am Abgrunde hochrechte, beherrschte das ganze Gelände.

Er ließ die Türe offen und stieg auf den wackeligen Stufen einer langen Wendeltreppe zum rund um die Spitze des Minarets laufenden Balkon empor.

Hier wehte ein erfrischendes Lüftchen, das er mit Behagen einsog. Aus dem alten Mauerwerk sproßte Fenchel und Rosmarin hervor. Er zerriß einige Blätter davon zwischen den Fingern; ihr herbwürziger Duft und der Luftzug erfrischten ihn wieder.

Hierher drang kein Gebetsmurmeln und kein Weihrauchduft.

Unten, im Hofe des Minarets, hatte der Wächter sich in seinen Mantel gerollt und war wieder eingeschlafen; eine Bioge graste gemächlich auf dem Dache eines aus gestampftem Lehm erbauten Hauses, irgendwo in der Ferne lockten sich Turkeltauben.

Elias schloß die Augen und lehnte sich einen Augenblick unbeweglich an die Turmspitze.

Er wagte nicht, den Kopf emporzuheben; er wagte nicht, ins Weite zu blicken. Sein Herz pochte ungestüm. Er wußte, daß Jerusalem sich dort ausdehne, in greifbarer Nähe; er wußte, daß das „Verheißene Land“ ihn umgäbe. Aber würde es

auch das Zion seiner Phantasie sein, das ihm in seinen Kinderträumen so oft vorgezeichnet war? Würde es das Kanaan sein, das seinen Hoffnungen entsprach?

Eine heilige Scheu hielt ihn davon ab, sie so im feierlichen Schweigen dieses Frühmorgens von Angesicht zu Angesicht zu mustern; ihm war's, als hinge sein Geschick von der Gemütsstimmung in dieser Minute ab.

Endlich trat er an die Brüstung und umschritt, sich auf das Geländer stützend, langsam den ganzen Balkon.

Zunächst unterschied er nichts genau. Es war ein großes, trübes, undeutliches Chaos, das von einem sehr fernen Himmel auf eine ganz nahe Welt herabgefallen war. Ein verschwommenes, fahles dunstiges Licht verschmolz die Farben miteinander und verwischte die Formen. Und in dieser phantastischen Dämmerung flogen die Täler wie Schattengebilde, Berge türmten sich wie Wolken über einander auf, und Felsen stiegen wie Tempel empor.

Und inmitten von alledem, das Antlitz dem Orient zugewandt, ohne Perspektive, ohne Umgebung, ohne Nuancen, fahl auf einer leuchtenden Nebelwolke schwamm etwas; etwas noch fahleres und höheres, etwas klares und geheimnisvolles, wirkliches und illusorisches, wildes und bezauberndes: eine große Stadt und eine Legende.

„Jerusalem! Jerusalem!“ murmelte Elias.

Und auf dem Nebelschleier, der quer über dem Kidrontale lag, strebten seine Wünsche wie auf einer Lichtbrücke zu ihr hinüber.

„Jerusalem! Jerusalem!“

Und er breitete ihr die Arme entgegen.

Da aber, wie von derselben Glut angefeuert, begeisterte auch sie sich plötzlich. Ihre Schleier zerrissen; und aus den dunstig geliebten Tiefen stieg sie empor, rosig und glänzend, mit ihren Türmen, Dömen, Kuppeln, Spizen, Kreuzen, Halbmonden und Triangeln: die lächelnde Braut, die ihren Verlobten begrüßt.

Hinter dem Delberge und hinter Elias Rücken ging die Sonne auf, sogleich grell, strahlend, glühend; und das Land Kanaan zeigte sich in seiner ganzen unendlichen Dede und in seiner ganzen unendlichen Größe.

Von neuem umschritt er den Steinbalkon und nun sah er sich umgeben von einem zweiten Felsengürtel, der achtunggebietend emporstieg, stufenartig wie eine steinerne Brandung sich ausdehnend, aus der hier und da Granitspitzen wie Klippen herausragten, und wo die vulkanischen Krater schon vor Hitze schillerten.

Zur Linken sahen die fahlen, wie Burnusse gestreiften Gipfel von Ephraim wie Stammesoberhäupter aus, die im gedämpften Mondschein bei einander hockten, und an ihrem Ende erhob der Kalkberg Nebo, von dem aus Moses in das Land hinabgeschaut hatte, das er nicht betreten sollte, über den Jordan hinweg sein Profil eines verdrießlichen, heimwehfranken Greises.

Zur Rechten schimmerte in der Senkung von Sodom im bleiernen Glanze der Asphaltsee, das Tote Meer — wie ein im Sande versinkender Zinnschild — und hinter den violetten Gebirgsketten von Moab, die den Horizont begrenzten, ahnte man das schweigende Arabien, mit seinem Glutwinde und seiner totbringenden Sonne.

Mehr in der Nähe erkannte Elias nach dem Kartenstudium in den ersten Stufen dieses riesenhaften Amphitheaters die runden Hügelkuppen von Gebron; von einer Seite verlief gegen den Delberg zu die Anhöhe von Hakeldama, der mit den dreißig Silberlingen des Judas angekaufte Blutacker, und von der anderen her der „Berg des Vergnügens“, wo Salomo ungedenkt Jehova's und seines Tempels „auf hohen Bergen und unter grünen Bäumen“ den Göttern seiner ausländischen Weiber räucherte und Opfer brachte.

Der junge Mann kam wieder auf die Jerusalem zugekehrte Stelle zurück und mit Ueberraschung gewahrte er die Abgründe, die ihn von der Stadt trennten.

Gerade vor ihm, zu seinen Füßen hüllte sich eine ungeheure Schlucht, das Tal Josaphat, dieser Kreuzweg des Todes, wo von Norden, Süden, Osten und Westen her vier jäh und tiefe Viehbäche zusammenschießen, die an ihren Ufern so mit

\*) Kakaowähnliche in Nordafrika wachsende Bohne.

Grabstätten übersät sind, daß sie Ströme von Grabmälern mit sich zu führen scheinen.

Auf der anderen Seite des Tales stiegen nach der Stadt zu, noch in Dämmerlicht getaucht, die Hügel an, die auf ihren abschüssigen Hängen in dürftigen Gärten eine kümmerliche Flora zeitigten.

Überall Friedhöfe! So weit der Blick reichte Grabsteine, Grabhügel, Monolithe, in den Fels gehauene Nischen, halb verfallene Mausoleen, zerbrochene Stelen\*) und dann Staub, Staub von Jahrhunderten, Jahrtausenden, der allen Glanz und alle Schande mit seinem eintönig grauen Leichentuch bedeckte.

Kein Strauch, kein Rauch, kein Flügelschlag. Nichts von dem, was entsteht und vergeht. Nicht einmal ein Schatten! Überall der Tod, auf den die Sonne blendend herabscheint.

Von Grauen übermannt, senkte Elias Jamain die Augen. Dann schlug er sie wieder auf und mit einem vertrauten, fast schon zärtlichen Blicke umfaßte er die graufigen Täler, die klagenden Berge, dieses verfluchte Land und weiter oben, über seinen Schädelstätten emporragend, von der Weite umhüllt und vom Himmel gekrönt, die unveränderliche, unbeflegliche Stadt, die auf ihre Einöden herablächelte.

All das war schrecklich, aber all das war auch ewig.

„Ach! Und all das liebte er bereits. Er liebte die Erhabenheit dieser Stille, die Majestät diese Verlassenheit; was ihn jedoch am meisten entzückte, war die schmerzvolle und heroische Seele dieses Jerusalem, in der er die Seelen aller Jahrhunderte und aller Geschlechter zusammenfließen und beben fühlte.“

„Nein wird sie sein, wenn ich es will,“ sagte er.

Und seine breite Brust dehnte sich vor Stolz.

Nein, ihn schreckte nichts mehr! Ohne Zweifel war das alles tot; aber es konnte auch wieder aufleben, dank ihm, dank seinem Geiste, der hoch genug und auch inbrünstig genug war, mit seinem Hauche den Hauch der Vergangenheit wieder aufzufrischen.

Und plötzlich ergriff ihn eine Art Verzückung.

Eine wunderbare Kraft und inniger Glaube durchströmten sein ganzes Innere und stärkten ihn. Es schien ihm, als bestände ein Zusammenhang zwischen ihm und der Heiligkeit dieses Ortes, und nun glaubte er fest an die Berechtigung seiner Hoffnung.

Nicht mehr in betender Haltung, sondern mit herrlicher Gebärde beugte er sich über den Abgrund.

Die Leichensteine blinkten im Widerschein der Sonne. Er bildete sich ein, darin seine Bestimmung zu lesen, und sein Herz spiegelte sich in der Fata Morgana zukünftiger Ereignisse.

Plötzlich huschte ein Schatten über sein Antlitz. Noch zitternd vor heiliger Erregung drehte er sich um und sah neben sich auf dem Balkon des Minarets einen Greis von hoher, edler Gestalt, dessen Kommen er in seiner Verzückung nicht gehört hatte. Verwundert betrachtete er ihn, den ein großer, schwarzer mit dem weißen Malteserkreuz bestickter Mantel umhüllte; ein Korhelm bedeckte seinen Kopf, dessen Profil dem eines verträumten Adlers ähnelte, und an seinen Stiefeln glänzten goldene Sporen.

Der Neuangekommene begrüßte Elias mit einem freundlichen und zugleich melancholischen Lächeln.

„Kommen Sie auch ihretwegen hierher?“ fragte er, auf Jerusalem deutend.

Unter dem geöffneten Mantel erblickte der junge Mann ein Panzerhemd und ein Schwert mit Kreuzgriff.

Zu erstaunt, um sprechen zu können, bejahte Elias die Frage durch ein Kopfnicken.

„Ach, alle kommen sie ihretwegen! Auch ich kam ihretwegen. Lang schon ist's her. Doch wer von uns wird der Erwählte sein? Ach, wer von uns ist der Erwählte?“

Und aus seinen visionären Blicken sprach Entmutigung.

„Gedenken Sie längere Zeit hier zu bleiben?“ nahm er das Gespräch wieder auf.

„Das weiß ich noch nicht, ich bin Orientalist und beabsichtige archäologische Arbeiten zu unternehmen.“

„Ich bin ein Ritter, ich bin Sein Ritter; aber sind Sie nicht auch Edelmann?“

„Nein, nur meine Mutter gehörte von Geburt dem niederen Adel an.“

„Ach, das ist schade, sehr schade. Denn Sie sind mir sympathisch und scheinen stolz zu sein,“ sagte der Greis, den

jungen Mann betrachtend. „Welch schönen Ritter hätten Sie abgegeben! — Sind Sie verheiratet?“

„Nein.“

„Dann hüten Sie sich vor dem Weibe, besonders in diesem Lande des Leidens und der Teilnahmlosigkeit. Sie tötet unseren Traum und unseren Heroismus. Hüten Sie sich vor der Frau, durch sie nur erlagen hier unsere Vorfahren.“

Und rasch eilte er die schwankenden Stufen hinab, noch ehe Elias sich von seinem Erstaunen erholt hatte.

Nachdenklich blieb dieser zurück. War jener nur ein Spatzvogel oder aber einer von diesen Mystikern, die vom jerusalemitischen Wahnsinn befallen sind, von welchem er schon so oft hatte sprechen hören und der, so sagte man, alle Berührer Zions ergriff.

„Ach werde mich nicht allzusehr an sie anschließen, dachte er, während er dem Ritter nachblickte, der nun durch das Tal Josaphat galoppierte und, als ob er Jerusalem im Sturm nehmen wollte, zwischen der Armee von Grabmälern hindurchsauste. Hinter ihm wehte sein großer schwarzer Mantel mit dem daraufgestickten weißen Malteserkreuz.“

Elias Jamain verließ das Minaret und das mohamedanische Dörfchen.

Er kehrte nach der lateinischen Konzeption zurück, die um diese Stunde fast ganz leer war. Tabernakel und tragbare Altäre waren in einer Ecke aufgestapelt. Einige schlaf auf der Erde, inmitten zerpfückter Blumen und Kafaouette-Schalen ausgestreckte Pilger beteten mit träumerischer Miene ihren Rosenkranz ab. Muselmanische Frauen boten Ziegenmilch an, die sie in Amphoren auf der Schulter trugen; ihre nur mit laut klappernden Amuletten bekleidete Nachkommenschaft hingelte sich an Elias und schrie aus Leibeskräften:

„Wakisch! Wakisch!“

Die große Menge war nach Jerusalem zurückgekehrt. Auch der junge Mann schritt nun einen der steilen Fußwege hinab, welche den westlichen Abhang des Delberges durchziehen.

Hier bot die Landschaft einen ganz anderen Anblick dar.

Asphodelen, Krokusse und Anemonen durchwirkten den Rasenteppich der Abhänge mit bunten Farben. Sie und da warfen einige Bäume mit friedlich und wie müde herabhängender Belaubung ihre runden Schatten auf die rote, fette Erde. Die hellen Schleier christlicher Araberinnen verwandelten die schmalen Fußpfade in schneeige Bäche, auf denen hie und da ein scharlachrotes Kopftuch wie eine abgerissene Pionie schwamm.

Jetzt erblickte man das vom Garten Gethsemane verdeckte Tal Josaphat nicht mehr; tiefer unten auf der Sidronstraße sah eine lange Reihe mit Palmen beladener Kamele wie eine marschierende Dase aus.

Wie Sanddünen stimmerten auf dem gegenüberliegenden Hügel im Sonnenglanz die Friedhöfe, welche von den Prozessionen der Mönche wie von Ameisenzügen durchstreift wurden.

Je mehr man herabstieg, desto höher stieg gegenüber die Stadt zum Himmel empor, desto schärfer zeichneten sich auf dem starren Azurhintergrunde ihre Zinnen, Türme, Dome und Spitzen ab, bis alles allmählich verschwand und man nur noch die alles beherrschende und erdrückende, cyclopische Masse der Wälle sah.

Und Elias schritt dahin unter Blumen, weißen Schleiern und flirrendem Zehinenschmuck.

Die Pilger hatten Olivenzweige abgeplückt, sie schwenkten sie und sangen:

„Gosianna! Gosianna! Gesegnet sei der, der da kommt im Namen des Herrn!“

Auch im Herzen des jungen Mannes sang etwas:

„Gosianna! Gosianna!“

Plötzlich aber, als der Fußpfad vor dem Gethsemane-Kloster eine Biegung machte, sperrte ihnen eine seltsame Erscheinung den Weg.

Es war ein nach Christus-Art gekleideter Mann, der auf den Schultern ein gewaltiges Kreuz und auf dem Haupte eine Dornenkrone trug. In seinem Antlitz jedoch suchte man vergeblich Milde und Güte; unter den buschigen Augenbrauen rollten seine gelben Pupillen hin und her wie die Blickfeuer eines Leuchturmes. Seine Lippen schäumten und mit geballten Fäusten knirschte er:

„Weh Dir, Du Geschlecht von Hoffärtigen und Betrügnern! Vereuet! Vereuet! Die, welche mit Zübelgeschrei herankommen, werden mit Schmerzen zurückkehren. Erniedrigt Euch! Demütigt Euch! Sammert! Jerusalem aehört den

\*) Obeliskentartiges Grabmal aus einem einzigen Steine.

Betrübten, den geistig Armen! Wehe Euch allen! Jerusalem ist ein Moloch: es nährt sich von Blut und Tränen!"

Wie aufgeschreckte Gennen gackernd, stoben die arabischen Frauen auseinander; einige Pilger knieten im Staube nieder und beteten. Touristen lachten, und ein Dragoman erklärte:

"Das ist ein Narr, der sich für den letzten Propheten Jerusalems hält."

Elias Freude war erloschen. Langsam überquert er die Kidron-Brücke, ging am Mausoleum der hl. Jungfrau vorbei und stieg dann mühsam den steilen Weg empor, der zwischen einer dreifachen Reihe von Grabmälern, Kaktussen und Ausfälligen zur Stadt führt.

Hoch oben gähnte dunkel und düster, von Felsen umrahmt, dem Rachen eines unerfättlichen Ungeheuers ähnlich, das St. Stephans-Tor. In den Ohren des jungen Gelehrten tönte noch immer die Klage des Jesaias:

"Wehe Euch! Jerusalem ist ein Moloch: es nährt sich von Blut und Tränen."

(Fortsetzung folgt.)

## Der Ruf des Lebens.

(Lesingtheater.)

Schnitzlers Dramatik wird immer mehr und mehr zur bloßen Anregung, sie beschäftigt den Sinn durch Stimmungen und allerhand verschlungene Gedankenreihen, aber sie entläßt ihn dann am Ende leer und unbefriedigt. Sie kann nicht fesseln, weil sie, statt von innen heraus Glied um Glied die Kette eines notwendigen Zusammenhangs zu bilden, mit Personen und Schicksalen doch nur ihr Spiel treibt. Ueber dem allgemeinen, den Gedanken, die ihm kommen, hat Schnitzler, scheint es, die künstlerische Lust an der konkreten individuellen Ausgestaltung eingebüßt. Er wartet nicht, bis die Idee ins Bild, das Bild in die Idee sich langsam reifend einwächst, sondern greift voreilig und gewaltjam in den Phantasieprozeß hinein. Er weiß, was er in einem Stücke sagen möchte, und die noch unvollendeten Verknüpfungen, die erst halbfertigen Geschöpfe müssen wohl oder übel sich diesem Willen fügen. An Stelle einer wirklichen Entwicklung treten lose und aphoristisch aneinandergereihte Situationen, die ihm passende Gelegenheiten geben, im Dialoge der Personen sich selber auszusprechen. Die "Handlung" schrumpft auf ein Minimum zusammen wie im "Zwischenpiel", verläuft in eine undurchsichtige Verworrenheit wie in dem "Einsamen Weg", oder basiert, so in dem letzten Stücke, von vornherein auf ganz unmöglichen Voraussetzungen. Dem Einwurf, daß er Unwahrscheinlichkeiten über Unwahrscheinlichkeiten häufe, wird Schnitzler vielleicht achselzuckend entgegen, daß, wer ihn darum table, sich an äußeres halte, und auf das innere, die Bedeutung, auf das, was dieser Ablauf von Begebenheiten ausdrücken soll, verweisen. Aber eine Symbolik, die nicht aus der Natur der Dinge strömt, wie der Duft aus der Blüte, die durch gekünstelt willkürliche lebensfremde Aenderungen ihnen aufgepfropft werden muß, läßt immer kalt. Was uns bewegen soll, muß in einem Bild, an das man glauben kann, erscheinen.

Heroische Todesverachtung, glühendheiße Lebenssehnsucht, die in leidenschaftlichem Verlangen nach dem Genusse alle Schranken niederreißt und an ihrer Tat verblutet, Resignation des Arbeitsmenschen, der nichts Ueberschwängliches erhoffend, den Bedingungen des Lebens, dem steten Wechsel von Lust und Leid sich mit klarem Bewußtsein unterwirft — auf den Gegensatz dieser Stimmungen baut sich das Drama auf, das den Kontrast nur eben leider so gar nicht in der Form dramatisch konsequenter Charakteristik und Handlung anschaulich zu machen versteht. Schnitzler datiert es, man weiß nicht recht warum, in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Der erste Akt spielt in der Krankenstube des alten grilligen Majors Moser. In der Furcht vor dem Sterben, im Reide gegen alle, die ihn überleben werden, empfindet er ein grausames Vergnügen, die Tochter, von der er unablässige Pflege verlangt, zu kränken und zu quälen. Jahre duldete sie es schweigend als ein Unvermeidliches bis der — Ruf des Lebens an sie ertönt. Die flüchtige Begegnung mit einem jungen galanten Offizier auf einem Feste hat in ihr die brennende Begierde nach Liebesglück und wilden Haß wider den Vater, den hämischen Vernichter ihrer Jugendfreuden, entzündet. Da kommt die Nachricht, daß das Regiment, in welchem der Bewunderte dient, sich von dem Kaiser die Gnade erbitten habe, einem gewissen Tode entgegengeführt zu werden! In einem früheren Feldzuge sei die Truppe vor dem Feinde geslohen, nun wolle sie das in dem neuen Kriege sühnen, Offiziere und Mannschaften hätten geschworen, auf dem exponierten Posten bis zum letzten Atemzuge auszuhalten, keiner von ihnen dürfe lebend zurückkehren! Nun ist Marias Entschluß gefaßt. Wie ihre Freundin, eine schwärmerisch verzückte Lungenkranke, die

die zugewiesene Lebensfrist im Tannell durchraufen möchte, will sie, was ihr als höchste Seeligkeit erscheint, genießen und dann untergehen. Sie weist den treubeherrschenden Bräutigam mit rauen Worten ab, reicht dem Vater, der ihr den Weg versperren will, den Schlaftrunk, der ihn töten muß, und jagt davon.

Unsinngig und unmöglich wie im Grund die ganze Regimentsgeschichte ist, gewinnt ihr Schnitzler dennoch einige sehr stimmungsvolle Szenen ab. In das Gespräch des jungen, voll heiterer Entschlossenheit dem Auszug in den Tod entgegengehenden Offiziers mit dem skeptischen Kameraden und dem finsternen Obersten klingen Töne tiefempfundener Innerlichkeit hinein, aber dann beginnt ein um so wirreres Töhuwobohu. Marie stürzt in das leere Zimmer und verbirgt sich dort, die Frau des Obersten erscheint, um den Offizier, ihren Geliebten, im letzten Augenblicke zur Flucht zu überreden; der Oberst springt zum Fenster herein, schießt die Ungetreue nieder und verschwindet; der Offizier will sich erschließen, Marie fällt ihm in den erhobenen Arm, sie umschlingen sich im Angesicht der Leiche und laufen spurstreichs fort, ihr "Liebesfest" zu feiern.

Der Schluß zieht dann rein reflektierend die Bilanz. Eine Sterbende, lehrt Marias Freundin zu ihrer Mutter zurück. Der Wahnsinn, der mitleidig ihren Geist umfassen hält, hat sie das Glück, das sie im Tannell suchte, finden lassen. Noch in der letzten Stunde gaukelt ihr die kranke Phantastie lodende Bilder des Genusses vor. Marie aber büßt, daß sie dem Ruf der Leidenschaft, der ihr der Ruf des Lebens schien, gefolgt ist, in dumpfem, jede Lebensregung lähmenden Schmerz. Der Geliebte hat ihr Flehen nicht erhört, er ist ohne sie den Weg des Todes gegangen. Der Doktor, ihr alter Freund, sucht sie zu trösten, Leise und milde mahnt seine Lebensphilosophie die Unglückliche, an die festgegründeten, jeden Kampf der Leidenschaften und des Schmerzes überdauernden, immer sich neu aufrichtenden Triebe des menschlichen Herzens zu denken.

Das Lessing-Theater hatte seine erprobtesten Darsteller: Wasser mann, Rittner, Reicher, Irene Triesch und Elise Lehmann in der Aufführung vorgeführt: von den jüngeren Kräften bot vor allem Kurt Stieler in der Rolle des Offiziers, eine überraschend gute Leistung. Den Misserfolg vermochte das nicht abzuwenden. Der letzte Akt rief eine laute Opposition hervor. — C. S.

## Kleines feuilleton.

Fasnacht in Mainz. Man ist schon nach den ersten konstituierenden Versammlungen, die im Dezember stattfinden, offiziell verrückt. Die Verrücktheit ist Lebensprinzip. Alles wird ihr nun geopfert, die Hufe am Leibe und das Bett unterm Hintern. Erst die närrischen Sitzungen, Damen-, Herren- und Fremdensitzungen. Und die Maskenbälle. Wenn möglich in ein paar Karnevalsvereinen, in der großen Karnevalsgesellschaft, der Rangengarde, der Prinzengarde, den fideles Brüdern, den Lischoten usw. Und dann wachsen die Dichter nur so aus der Erde wie die Pilze. Und durchgehelt wird! Kein Blatt vor's Maul! Und Wis, ganze Kaskaden voll. Und Uebelnehmen? J. Gott bewahre. Es mühte denn gerade der Gouverneur von Mainz erst von den Preußen geschickt worden sein. Ja, dann. Aber sonst. Mit für die Krän! — Dann kommt die "Fassenacht". Prinz und Prinzessin Karneval. Wenn keine Prinzessin aufzutreiben ist, muß sie in die Wochen gekommen sein. Wozu existieren denn Frühgeburten! Sonnabend (Samstag) werden die Karnevalsrekruten abgeholt und beziehen das Lager am Gutenbergplatz. Die militärische, die staatliche und die städtische Behörde müssen den Klimbin mitmachen. In gewohnter Ernsthaftigkeit. (Sie haben ja Übung drin.) Kanonen, Musik, Proviantwagen, Feldküche und Marketerinnen. Der General der Prinzengarde. Hoch zu Ross — mit Stab und Sporn. Das ganze Gefolge, das so viel Geld kostet. Prinz und Prinzessin Karneval. Hoch im prinziplich-närrischen Staatswagen. Der Hofstaat, der so viel Geld kostet. Und die ganze närrische Regierungsmaschinerie, die so viel Geld kostet. (Aber wozu ist denn die Steuerkräuel). Sie fährt selbst im Zuge mit. Und dann die Einzugsvorbereitungen, die so viel Geld kosten und so närrisch sind. Triumphbogen, Tribünen, Girlanden und brennende Laternen am helllichten Tage. Und dann der närrische Einzug, den das "Volk" seiner Närrigkeit bereitet — und der so viel Geld kostet. Der ganze gewaltige Aufwand. Beduinen und Römer, Germanen und Indianer — alle Völker der Welt sind dabei vertreten. Und noch viel mehr — was man sich nur einbilden kann. Minister und Hofnarren und fremde närrische Fürstlichkeiten aus Gott Jofus Reich.

Alles, was draun und dran hängt und so verrückt ist. Das Zeremoniell, die Titel, die Orden, die Uniformen, die Einbildungen, die Eitelkeiten, na ja, alles, was drum und dran hängt, ins Närrische übertragen. Mit der Ernsthaftigkeit der echten Witzbolde. Mit der ruhigen Selbsterständigkeit der echten Lächer, denen das ganze höhere und niedere Leben nur eine Farce, eine Komödie, ein Akt ist. Die Welt sieht sich im Spiegel der Nartheit nur selbst und freut sich. Das ist das allerbeste dabei: freut sich. Das kann natürlich so ein Sauregurken Gesicht nicht verstehen, wie wir uns freuen können! Und auf dem Maskenball in der Stadthalle erst! Tangen! Und — ich verrat's nicht! — Natürlich ist der Fassenachtstag auch ein großer Freitag. Und Samstag! Denn dafür ist der Nacher-

mittwoch da. Denn ohne das könnt der ja kein Samstag sein. Und das muß er schon der Kirche wegen sein. Warum sollt man sich sonst Asche auf's Haupt streuen lassen? Nur die Portemonnaies am Rhein auswaschen, damit ist ihr nicht gebient. Denn das ist der Brauch: Mittwoch werden die leeren Portemonnaies am Rhein ausgewaschen. Die Sachen, die auf dem Pfandhaus sind, die kommen freilich nicht davon zurück. Und wie gesagt, das halbe Haus ist auf dem Pfandhaus, und Kisten und Kisten sind leer. Na, schade nur, was ist doch Faschnacht gefeiert worden. Das Herz will auch einmal was im Jahr, und wenn noch einer so ein „goldig Schmuckelche“ von Frau daheim hat, die will doch auch einmal was fürs Gemüt, und die Kinder, die sollen doch auch einmal wissen, was Leben ist. Leben! Und dann krumm legen! Wer das nicht kann, ist ein Philister! Es geht nichts über die Faschnacht! Nichts über Humor — und gut Essen und Trinken! Mit einem sauren Hering dann den Schluß. Aber wirklich auch nicht zu vergessen, es ist ein rechtlicher Aufwand von Phantasie und Poesie, von Schönheit und Eigenart dabei. So einen Festzug, das kann uns keiner nachmachen. „Ursidel, heiter, fröhlich und so weiter,“ das ist unser närrischer Wahlpruch und unser Lebensprinzip. Andere mögen Trübsal blasen, wir genießen und freuen uns und feiern Feste, und wenn der Wettelsack an der Wand verzweifelt.

Das ganze Land ist natürlich auf den Weinen nach Mainz. Aber in ein paar altmainzischen Orten wird auch die Faschnacht gefeiert, mit Festzug und allem mängerischen Klimbim. Faschnachtmontag ist der Wettelstag. Da geht's mit kleinen Säckchen von Haus zu Haus. Das Wetteliedchen wird gesungen. Dann gibt's Mehl, Eier, Wurst, Schinken und Geld. „Das Liedche is gesunge, der Kreizer is berbient, un wer mir noch en Kreizer gibt, dem sing ich noch e Lied.“ So geht's in Scharen von Tür zu Tür. Montag werden die Kreppel gebaden. „Die Pann tracht, die Pann tracht, die Krepple fein gebade, heraus mit, heraus mit, mir stecke se in de Sack!“ Natürlich arbeitet kein Mensch. Masken laufen herum. Schöne und häßliche. Wetteln wohl auch. Mittags kommt dann der Zug. Gerade wie in Mainz, Gruppen, die nur humoristisch sind, andere, die örtliche, andere, die politische Ereignisse verhöhnern. Schöngebaute Wagen, kostümierte Männer und Frauen und Kinder. Und Musik natürlich, viel Musik. Essen und Trinken, dann der Ausklang. Und ein leeres Portemonnaie. Das gehört dazu und ist überall die Folge. Aber's ist ja nur einmal Faschnacht im Jahr! Heut ist heut, wer weiß, ob wir die nächste erleben! Und die Kirche steht dabei und verschlingt die Hände über dem fetten Bäuchlein, dreht die Daumen und lacht verschämigt und sagt kein Wort. Kommt her zu mir alle, denkt sie, ihr lieben Schäflein, für mich bleibt immer noch was, meinen teuren Magen zu füllen! Ich vergeb euch euer Fleischgelüst, denn es kommt meinen Gelüsten so schön zu Paß. — Meenzler.

### Kunst.

es. Im Hedernschen Palais Unter den Linden findet eine Ausstellung alter Gemälde und kunstgewerblicher Arbeiten aus Berliner Privatbesitz statt. Das Zug- und Sensationsstück ist ein Bild von Jan Vermeer (1632—75), dem bekannten Meister aus Delft. Er gehörte der Generation nach Rembrandt an. Wie Terbach, de Hooch und andere geht sein Streben dahin, den Zauber schon gestimmter Innenräume wiederzugeben, das Licht, das auf elegante Toiletten fällt, schimmern zu lassen. Seit einiger Zeit macht sich ein Streben bemerkbar, diesen Maler in den Vordergrund zu rücken. Er soll gewissermaßen neu entdeckt werden. Er wird neben Velasquez genannt. Das erklärt sich daraus, daß augenblicklich das malerisch-technische Raffinement in der Kunst oben an steht.

Es ist eine horrende Summe für das Bild gezahlt worden; eine Summe, die das ehrfürchtige Staunen der beteiligten Kreise hervorruft, obgleich diese sonst an Ueberraschungen in der Kunstspekulation gewöhnt sind. Gewisse Leute spekulieren eben in Bildern, wie in Grundstücken. Es kommt auf eins heraus. Die Folge dieses exorbitant hohen Preises ist, daß das Bild nun um jeden Preis ein Meisterwerk sein soll. Es wird nicht an die Wand gehängt, sondern in die Mitte des Saales gerückt und mit einer besonderen Galerie umgeben. Sehen wir uns nun dieses Bild unbesangen an. Es stellt ein junges Mädchen dar, das eine Pause im Schreiben macht. Er blickt auf, die Magd bringt einen Brief.

Die Toilette der jungen Dame ist mit außerordentlichem Raffinement gemalt. Zitronengelbe Seide mit weißem Pelzbesatz, so greifbar, so exquisit gemalt, daß man sofort merkt, der Künstler hat deutlich darauf hinweisen wollen. Schön wirken die grauen und braunen Töne, in denen die Magd im Hintergrund gehalten ist. Das ist aber auch alles, das zum Lobe gesagt werden kann.

Es berührt eigentümlich, wie gerade die Kreise, die sonst so extrem nur das Malerische gelten lassen, sich durch das Plastisch-Greifbare, die beinahe ersparend körperliche Deutlichkeit der Figuren blenden lassen. Man denkt an das Panoptikum. Wie grell muß das Bild zur Zeit seiner Entstehung ausgesehen haben, das noch jetzt in die plastische, krasse Deutlichkeit eines so unkünstlerischen Malers wie Niesel entfernt erinnert. Es ist maniert in dieser Uebertreibung und sicher ein Werk aus der letzten Zeit. Wie fein wirken dagegen die kleinen zarten Interieurstücke, die man von Vermeer im hiesigen Museum sehen kann. Man ist einah versucht, an eine Fälschung zu glauben, so sind hier alle Vorzüge ins Grobe übertrieben. Wie auf-

dringlich sind die grauen Töne in dem blauen Tischuch, das so sinnfällig wirklich erscheint, als sähen wir einen blauen Uniformrock in einem Panorama. Gerade, indem man diese Absicht des Blendens, des Verblüffens, des Verblüffens durch unkünstlerische Tendenzen merkt, verliert das Bild jeden feineren Reiz. Diese hellen Töne haben etwas Kalliges.

Im Gegensatz zu den prunkenden Stoffen ist das Gesicht des Mädchens sehr stiefmütterlich weggenommen. Die Hand, der Arm ist schlecht gezeichnet, die Haltung des Kopfes scheint nicht zu stimmen. Das Gesicht wendet sich der Magd zu, Hinterkopf und Vorderkopf erscheint im Verhältnis zu einander verschoben. Würde man dieses mit Absicht „schön“ gemalte Gesicht in einer heutigen Ausstellung sehen, man würde es als glatt und süßlich abtun und man würde die Haltung der Hand am Kinn als affektiert und posierend empfinden. Man würde auch das Anekdotische darin übel aufnehmen. Was macht nicht alles die Zeit und der Glaube! Bei solchen Gelegenheiten sieht man, wer wirklich unbesangenen kritischen Sinn hat.

Die besten Stücke der Ausstellung sind zwei Rembrandts und mehrere Bilder von Franz Hals. Wie ist bei Rembrandt alles so meisterhaft auf Licht- und Schattwirkung gestellt; je weiter man hintertritt, um so lebendiger tritt die Gestalt heraus, umspielt von dem dämmrigen Licht, das alle Formen und Farben so malerisch ausgleicht. Welche Reife des Könnens und welche Zurückhaltung! Die Bilder von Franz Hals zeichnen sich durch die vornehme Farbestimmung, die Beschränkung auf Schwarz und Grau und durch die äußerst sichere und genaue Zeichnung aus. In einer Hand, die Hals zeichnet, gibt es wirklich Knochen und Gelenke. Dennoch aber ist der anatomisch genaue Bau weich durch das Fleisch verhüllt. Höchste Unbesangenheit besitzt Franz Hals. Er malt ein Kind genau so dummstiffig, wie es im Leben dreinschaut. Er verschönert nicht. Ein Bruststück ist das Porträt einer rüstigen Frau, die sich lachend hingeseht hat, und nun drückt sich in ihrem Gesicht das schmunzelnde Ersauern darüber aus, daß man sie für malenswert hält. Aber wie fein ist hier die Harmonie in Grau und Weiß und Schwarz, und wie vollendet sind hier wieder die sehnigen Hände der Frau der Natur nachgebildet.

Ueberraschend modern wirkt der Maler venezianischer Strahlenbilder Fr. Guardi (1712—93); die Bilder wirken gar nicht so „italienisch“, sie haben nicht das sonst übliche Aussehen bunter Photographien. Die Gebäude sind in verwachsenen graubraunen Massen hingeseht, die Kostüme und Trachten wirken trotz der Kleinheit eindrucklich und sind nur loder hingetupft, und es erfreut die unbesangene, impressionistische Art der Beobachtung, die das Ganze im Auge behält.

Von Goya, dem Spanier, der an der Schwelle des Jahrhunderts steht, sehen wir ein imponierendes Porträt in ganzer Figur, ganz in Schwarz, das Gesicht von vollendeter Durchbildung und zugleich, durch die in der Mund zum Ausdruck kommende berechnende und kisterne Schlaueit — es ist ein Geistlicher — eine Satire.

Von englischen Arbeiten sieht man gute Porträts von Reynolds und Romney. Namentlich ein Kinderporträt von Reynolds fesselt durch die leichte und feine malerische Behandlung wie durch die Prägnanz der Charakteristik.

Gobelins, unter denen schöne farben- und formenreiche Stücke, Metallarbeiten, Becher und Schüsseln, Schmuckstücken, Dosen und Schatullen, Porzellanfiguren ergänzen das Bild — es sind selbstverständlich alles wertvolle Stücke.

Der Eintritt kostet 1 Mark. —

### Notizen.

— Der in dieser Nummer beginnende Roman spielt im heutigen Jerusalem. —

— „Der Auf des Lebens“, das neue dreiaktige Schauspiel von Artur Schnitzler, ist bei E. Fischer, Berlin, in Buchform erschienen. —

— Die letzte Nummer des „Simplicissimus“ wurde in weit über 100 000 Exemplaren abgesetzt. —

— Im Deutschen Theater geht als nächste Premiere Molières „Tartuff“ in Szene. Den Tartuff spielt Frank Bedekind. —

— Hedwig Paulh kehrt am 1. September vom Deutschen Theater an das Schiller-Theater zurück. —

— Siegfried Wagner hat eine neue Oper vollendet. Sie führt den Titel „Sternengebot“. —

— In der „Komischen Oper“ wird „Figaros Hochzeit“ neu einstudiert. —

— Die Hamburger Sternwarte wird nach dem Gojenberge bei Bergedorf verlegt. Die instrumentelle Ausrüstung wird erneuert. Die Gesamtkosten betragen 963 000 M. —

— Japan hat auch in der Mandchurei ein meteorologisches Observatorium mit mehreren Nebenstationen eingerichtet. Das Hauptobservatorium befindet sich in Chemulpo, Stationen zweiter Ordnung in Mukdan, Fusan und Port Arthur. —